

Das böse Haus.

Erzählung von Carl Winter.

Es war nur eine kleine Station, wo der Eisenbahzug, der aus London gekommen war, hielt. Nur ein Bretterschuppen stand dort; das war alles. Eine Viertelstunde davon lag ein Dorf mit einer Kirche und einem Pfarrhause. Einzeln und zerstreut war hier noch ein Wirtshaus, dort eine Mühle. Dann kam das sogenannte Moor. Es bestand aus einem Walde, der in anmutigen Wellenlinien von Hügel zu Hügel sich dahingog und wie lauter Thymian und Rosmarin duftete. An dem Rande des Waldes und am Fuße der Hügel lag ein stattlicher Hof. Der Bach, der die vorgenannte Mühle trieb, wand sich hier um ein kleines Gehölz von Erle und Buchen. Der Hof stand augenblicklich leer. Der alte Herr, dem er gehört hatte, war tot. Sein Knecht, der ihn gerebt hatte, wollte nicht auf das Land ziehen und hatte durch die Zeitungsbekanntmachung, daß er Haus und Hof vermieten wollte.

Mit der Eisenbahn war ein Kaufmann aus London gekommen und auf der Station abgestiegen. Er hatte dabei eine Frau und zwei kleine, liebe Kinder. Sie sollten während des Sommers nicht in der großen, ungesunden Stadt bleiben. Darum hatte er sich auf den Weg gemacht, um irgendwo in ländlicher Einsamkeit eine Sommerwohnung für die Seinen zu suchen. Die Gegend, wo er ausgefragt war, gefiel ihm. Das Haus dort am Walde lag lieblich und gesund. Der Mietspreis, der dafür gefordert wurde, war sehr gering, und der Mann machte sich auf, um den Hof und seine Lage sich genauer zu besehen. Es war ein Nachmittag im Monat März. Der Himmel war bewölkt, und die Luft frisch. Die frühlichen Sänger, die den Frühling verkündigen, die kleinen Vögelchen, waren bereits angekommen und zwitscherten lustig in Wald und Feld. Der Kaufmann ging behaglich seines Weges und dachte schon mit Freuden an die Zeit, wo er mit seiner Gattin und seinen Kindern hier fröhlich wandeln und auf ihnen stillen, anmutigen Fluren mit ihnen den kommenden Sommer genießen würde.

Dicht vor ihm ging ein Bauersmann, der mit demselben Zuge gekommen und ebenfalls auf der kleinen Station ausgestiegen war. Der Kaufmann ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und richtete die Frage an ihn: „Mein lieber Mann, ihr seid wohl bald zu Hause?“

„Dort in dem Dorfe, Herr,“ sagte der Bauer, indem er auf den Kirchthurm hinwies. „Das zweite Dach dort neben der Kirche ist mein Haus. In dem ersten wohnt der Pfarrrer. Ihr wollt wohl auch nach dem Dorfe, Herr?“

„Nein,“ sprach der Fremde, „ich will dort nach dem Hause am Walde.“ Der Bauer blieb stehen und sah den Fremden, der dies gesagt, mit verwunderten, fast furchtsamen Blicken an. „Nach — dem — Hause — am Walde?“ fragte er langsam und besremdet.

„Ja, ja,“ sprach der Kaufmann. „Scheint euch das so wunderbar? Ich bin von London gekommen, um es zu mieten.“

„Freilich,“ versetzte sein Begleiter. „Aber ich hatte nicht gedacht, daß ein Herr aus der Stadt kommen würde, um sich dies Haus zu mieten.“

„Warum nicht?“ fragte der Fremde. „Weil es ein böses Haus ist,“ antwortete der Bauer. „Habt ihr nicht davon gehört?“

„Kein Wort,“ sprach der Kaufmann. „Erzählt mir doch, was ihr davon wißt.“

„Nun,“ erwiderte der Mann, „das ist bald gesehen. Sehe, in dem Hause wohnt ein alter Herr. Er hatte, weil er ganz einjam war, und nur der Tochter mit seiner Familie bei ihm wohnte, ein Bauernmädchen, eine arme walters- und mutterlose Witwe, zu sich genommen und hielt sie wie sein eigen Kind. Jeden Nachmittag in der Dämmerstunde ging er in dem kleinen Gehölz spazieren, das dort nicht weit vom Hause liegt. Das Mädchen begleitete ihn zuweilen dorthin. Eines Nachmittags ist sie auch bei ihm gewesen, wie die Vorübergehenden es deutlich gesehen haben. Am Abend fand man den alten Herrn tot — mit einer großen Wunde am Hinterkopfe. Er war ermordet worden.“

„Und das junge Mädchen?“ fragte der Fremde mit großer Bewegung.

„Sie ist seit jener Zeit verschwunden, als ob die Erde sie verschlungen hätte. Man hat alles durchgesehen, jeden Winkel im Gehölz, jedes Gebäude, jeden Stall im Dorfe. Man hat mellenweit nach ihr geforscht. Aber jede Spur von ihr ist verschwunden. Nur der aufgebrochene Geldkasten, der dem alten Herrn gehörte, und das Weib, damit er gefestigt worden war, ist gefunden worden. Es ist ganz klar, daß das Mädchen in teuflischer Unabkorktheit und aus Habgucht ihren Wollstäter ermordet und dann die Flucht ergriffen hat.“

„Schändlich, abscheulich!“ rief der Kaufmann voller Entsetzen und fuhr dann fort: „So steht das Haus seit

jener schrecklichen Begebenheit wohl ganz leer?“

„Ja,“ sprach der Bauer. „Nur der Tochter ist mit seiner Frau und seinem Sohne hineingezogen, weil es der junge Herr, dem es jetzt gehört, so haben wollte.“

„Was für Leute sind das?“ fragte der Fremde.

„Alle Leute, mürrische Leute, Herr, aber sonst ehrlich und rechtschaffen. Kein Mensch kann ihnen etwas Böses nachsagen. Der Sohn ist ebenfalls ein braver und fleißiger Mensch und arbeitet bei einem Zimmermann im Dorfe. Die ganze Familie lebt in dem Hause still und einsam.“

„Ist denn noch niemand hier gewesen, der das Haus mieten wollte?“

„Leute genug. Aber kein einziger, der die Geschichte gehört hat, wollte auch nur eine Nacht in dem wüsten, alten Hofe bleiben. Es muß doch wohl wahr sein, daß der Fluch Gottes auf einem Hause ruht, an dem Menschenblut fließt, das noch nicht gerächt worden ist. Darum sagte ich, daß es ein böses Haus ist, und ich möchte nicht darin wohnen.“

Der Bauer schweig. Beide Männer waren mit einander in das Dorf gekommen. Einen Augenblick blieb der Fremde zögernd stehen. Sollte er dennoch nach dem Hause gehen und es mieten? Sollte er mit Weib und Kind den Sommer über dort wohnen? Das waren die Fragen, die seine Seele jetzt bewegten. Er schwankte. Aber was konnte das Haus dafür, daß in seiner Nähe solches Verbrechen verübt worden war? Und wenn seine Frau von dieser Geschichte nichts erföhre, so könnten sie dennoch still und zufrieden dort wohnen. Die Lage gefiel ihm gar sehr, und der Preis, wie gesagt, war ungemein niedrig. Er nahm von seinem Begleiter, der jetzt vor die Tür seiner Wohnung gekommen war, freundlich Abschied und ging auf das Haus zu, das das Ziel seines Weges war.

Dem Kaufmann war doch etwas eigentümlich zu Mute, als er an dem Schloße vorüberkam, in dem der schauerliche und geheimnißvolle Mord vollbracht worden war. Er blieb stehen. Der Abendwind raschelte durch die Zweige, die noch von seinen Blättern bedeckt waren. Das Mädchen tauchte dazwischen, als ob es eine düstere, traurige Geschichte zu erzählen hätte. Es war fast dunkel geworden, als er vor das Haus kam, das er gesucht hatte. Er stand an einem eisernen Gittertore, der Hof und Garten verschloß. Ein stilles Bangen, ein heimliches Sehnen nach Weib und Kind ging durch die Seele des Fremden. Da blühte ein Licht durch die dunklen Fenster, das erste Licht, das er an diesem Abend erblickte. Es war ihm, als ob seine Strahlen ihm freundlich winkten. Was hatte er denn auch zu fürchten, da er ja schlimmsten Falls in der Jagdstoche, die an seiner Seite hing, auch seinen geladenen Revolver hatte, der ihn auf seiner Reiten versließ? Es wäre feig und unmännlich gewesen, wenn er dicht vor dem Hause umgekehrt wäre. Er zog an der Glocke. Vom Hause her erscholl jetzt ihr dumpfer, ferner Klang. Das Licht bewegte sich, und ein Fenster wurde endlich geöffnet.

„Ist da jemand am Tor?“ rief eine laute, etwas heifere Stimme. Dann wurde das Fenster wieder geschlossen. Der Kaufmann zog noch einmal an der Glocke. Nun ließ sich ein Licht vor der Tür sehen. Es blieb eine Weile stehen, dann bewegte es sich und kam näher. Ein alter Mann trug eine Laterne in seiner Hand. „Wer ist da am Tor?“ rief er, als er nahe genug gekommen war, mit seiner heiferen Stimme.

„Ein Fremder aus der Stadt,“ war die Antwort. „Hier ist ein Schreiben von dem jungen Herrn. Ich will das Haus mieten und bin gekommen, es mir anzusehen.“

„Müßt Ihr denn gerade in der Nacht kommen, um ein Haus, das ihr mieten wollt, zu besehen?“ fragte mürrisch der Alte.

Der Kaufmann erwiderte: „Ihr wißt, daß die Züge von der Stadt nicht anders, als zu dieser Stunde, hier halten. Ich habe auch keine Zeit, mich tagelang hier herumzutreiben. Also öffnet das Tor, zeigt mir das Innere des Hauses und gebt mir für die Nacht ein Quartier. Morgen will ich mir das Gebäude noch von außen ansehen und dann meinen Entschluß fassen, je nachdem es mir hier gefällt.“

Der alte Mann schob mürrisch den eisernen Kiegel zurück. Das Tor öffnete sich, und der Fremde trat ein. Hinter dem Alten her ging er durch den Hof und Garten und kam endlich in die Stube. Hier war in dem Kamin ein helles Feuer angezündet, und eine alte Frau war so eben damit beschäftigt, einen Kessel mit Wasser davon zu sehen. Auf einer Bank an der Wand lag ein hämmiger Birse, trotzig ausgestreckt, den Kopf in beide Hände geklemmt. Der Fremde bot die Frau um Entschuldigung, daß er noch so spät käme, nannte den Grund, der ihn hierher geführt habe, und fragte, ob er für Geld und gute Worte ein Abenbesten und ein Nachtlager erhalten könne. Er sei müde und habe keine Lust, wenn er das

Haus besichtigt habe, wieder nach dem Dorfe zurückzugehen.

„Etwas zu essen?“ sagte die Alte. „O ja, wenn ihr mit Schinken und Eiern vorlieb nehmen wollt. Etwas anderes habe ich nicht zu Hause. Als Nachtlager kann ich euch nur die Schlafkammer und das Bett des alten Herrn anbieten. Wenn euch das recht ist, so werde ich es euch instand setzen.“

Es durchschauerte den Fremden ein wenig, als er die letzten Worte hörte. Aber er sagte sich schnell und sprach: „Warum sollte mir das nicht recht sein? Ich danke euch schon im voraus dafür, liebe Frau, und bitte euch, während ich mir mit eurem Manne das Haus ansehe, unterdessen alles so wie ihr gesagt habt zu bereiten.“

Der alte Mann öffnete mürrisch die Türe, während der Kaufmann ihm folgte. Sie gingen über den Flur des Hauses und kamen endlich in die gegenüberliegenden Zimmer. Die Stuben sahen mit ihren alten, zerfetzten Teppichen und ihren dunkeln Wänden, an denen hier und da einige Bilder hingen, düster und traurig aus. Da sie lange nicht geöffnet worden waren, so war die Luft in ihnen so dumpf und schwer, daß sie dem Fremden fast den Atem benahm. Um das Schweigen zu brechen, fragte dieser endlich: „Der Saal und die Fremdenzimmer, sowie die Schlafkammer, sind wohl oben?“

„Darin ist nicht viel zu sehen,“ antwortete mürrisch der Alte. „Es liegt alles voll von Getreidefäden, von alten Stühlen und Hausgerät, und dergleichen.“

„Nun, das muß jedenfalls fortgeschafft werden,“ sprach der Kaufmann, „wenn ich das Haus miete. Aber wir wollen doch hinaufgehen und es uns ansehen.“

Sein Führer wurde womöglich noch mürrischer als vorher, stieg aber endlich die steinere Treppe voran. Als sie oben waren, öffnete er eine Tür nach der andern. Der Fremde besah sich alles und fragte endlich, als sie vor einer kleinen, hölzernen Tür still gestanden waren, indem er auf sie wies: „Was habt ihr hier?“

„Das ist gar kein Zimmer,“ antwortete verdrießlich der Alte. „Es ist nur eine alte Kumpfkammer, und ich habe den Schlüssel dazu verloren.“

„Nun, nun, seid nicht so böse,“ erwiderte der Kaufmann. „Es liegt mir gar nichts daran, die Kammer zu sehen. Wir wollen wieder hinuntergehen. Habt ichönen Dank, daß ihr mich unbedröht habt.“

Sie stiegen die Treppe wieder hinunter und kamen endlich in die Stube, wo die alte Frau schon den Tisch gedeckt hatte. Der Fremde setzte sich dann und aß, was sie ihm bereitet hatte. Seine Wirksleute blieben in ihrem düstern Schweigen. Als er gestättigt war, stand er auf und bot, ihn in seine Schlafkammer zu führen. Die Frau zündete ein Licht an und führte ihn die Treppe hinauf, bei der Kammer vorbei, die ihr Mann vorher nicht hatte öffnen wollen, in das Schlafgemach. Es sah hier auch nicht sehr behaglich aus. Die Tische und Stühle, welche darin standen, waren schon alt und wackelig geworden. Ein Spiegel, der längst aus der Mode gekommen, und ein Himmelbett — das war alles, was sich in dem Zimmer befand. Die Alte setzte das Licht auf den Tisch. „Dies ist das Schlafzimmer des seligen —“ das Wort wollte kaum heraus, aber sie setzte noch einmal an, — „des seligen alten Herrn. Gute Nacht!“ Damit ging sie. Ihre Schritte verhallten langsam auf dem weiten, steinernen Flur und der Treppe. Dann wurde es still, und der Fremde war allein.

Er zog sich langsam aus, um sich, weil er müde war, sogleich zur Ruhe zu legen. Seinen Revolver nahm er aus der Reisetasche und legte ihn vor sein Bett auf den Stuhl. Als er die Tür verschließen wollte, sah er zu seinem Schrecken, daß kein Schlüssel da war. Der alte Kiegel in dem Schloß war so verrostet, daß er sich trotz aller Mühe, die er sich gab, weder hin- noch herschieben ließ. Er fühlte sich hierdurch etwas beunruhigt und unheimlich. Der Mond schien groß und voll durch die Fenster herein, an denen nicht einmal Vorhänge waren. Unser Kaufmann legte sich nieder und schlief bald ein. Sein Schlaf war unruhig, da das helle Mondlicht ihn blendete. Er wachte mitten in der Nacht auf und hielt zu seinem Schrecken und Entsetzen eine Frauengehals mit aufgestoßenen Haaren und bleichem, kummervollem Angesicht an seinem Lager. Ihn schauerte, und er will rufen. Die Gestalt legt den Finger an ihren Mund und bedeutet ihm, daß er schweigen solle.

„Träume ich oder wache ich?“ ruft bebend der Fremde.

„Ihr wacht,“ antwortete leise die Gestalt. „Aber, um Gottes willen, seid still, sonst seid ihr verloren.“

Angstvoll schaute der Kaufmann zu ihr empor, indem er auf seinem Lager sich aufrichtete. „Fürchtet euch nicht!“ sprach sie leise, ganz leise. „Ich bin zu euch gekommen, um von euch eine Gnade zu erbitten. Meine Geschichte ist schrecklich und düster. Hört sie an und sagt dann, ob ihr mir helfen wollt. Ihr habe von dem

alten Herrn gehört, der ermordet worden ist. Man hält mich für seine Mörderin. Aber ich bin unschuldig. Ich kenne die Mörder, ich bin dabei gewesen, als man ihn um das Leben brachte. Der Sohn des Töchterlers hat ihn mit einem Beile erschlagen. Als er stürzte und schreien wollte, hat ihm der Töchterler den Mund zugehalten. Aber ich schrie, als ich die furchtbare Tat von ferne sah. Die Mörder entbeden mich und kepften mir den Mund zu. Der Sohn des Töchterlers wollte mich auch erschlagen, damit ich sie nicht verriete. Aber seine Mutter rettete mein Leben. Ich habe sie in einer Knechtin, als sie auf den Tod darnieder lag, wochenlang gepflegt. Das konnte sie mir nicht vergessen. Sie drohte, sogleich zum Richter zu gehen und den Mord anzugehen, wenn man mich töten würde. Das half. Man hat mich in das Haus geschleppt und in eine Kammer gesperrt, wo ich jetzt schon sechs Monate lang schmachte und auf Erlösung warte. Heute hörte ich die Torglocke. Ich vernahm die Schritte auf der Treppe und im Hause. Ich hörte eute Stimme vor der Tür meiner Kammer. Sie hat mir Mut und Vertrauen zu euch eingesüßt. Ich vernahm, wie ihr in dieses Schlafgemach des alten Herrn geführt wurdet. Heute oder nie, das waren die Gedanken, die mich ergriffen. Ich bin verloren, rettungslos verloren, wenn fremde Leute in dieses Haus ziehen. Man wird mich ermorden, damit ich nicht verraten kann. Die Verjüngung hat mir Kraft und Mut gegeben. Mit einem alten Schlüssel, den ich in einem Winkel meiner Kammer gefunden, habe ich die Tür meines Gefängnisses nach vieler Anstrengung geöffnet. Jetzt bin ich hier und frage euch, ob ihr mich retten, ob ihr mir Erlösung und Gerechtigkeit verschaffen wollt?“

„Das ist mein Wille!“ rief erschüttert der Kaufmann.

„Still, still!“ flüsterte das Mädchen, „wenn sie unten nur das leiseste Geräusch hören, so find wir beide verloren.“

„Fürchtet dich nicht, armes Kind!“ sprach der Fremde. „Siehe, hier ist mein guter Revolver; du sollst von diesem Augenblick frei sein.“

„Nein, nein!“ sagte das Mädchen. „Das ist unmöglich. Ihr kennt die Leute nicht. Sie würden eher euch und mich erschlagen, als daß sie uns aus dem Hause herausließen. Es handelt sich ja dabei für sie um Tod und Leben. Mein Plan ist besser und sicherer. Ich gehe sogleich wieder in mein Gefängnis zurück. Ihr tut morgen früh, als ob nicht das Gerüchte vorgefallen sei. Sie dürfen durchaus nichts merken, wenn die Sache gelingen soll. Wenn ihr das Haus verlassen habt, geht ihr sogleich zu dem Richter im Dorfe und zeigt das Verbrechen an. Er wird dann alsbald mit den Polizeidienern kommen und mich befreien, ehe meine Verfolger noch eine Ahnung davon haben.“

Der Fremde wollte auf diesen Vorschlag nicht sogleich eingehen. Es war ihm schwer und schmerzlich, das arme Mädchen in der Gewalt der Mörder zu lassen. Aber sie überzeugte ihn endlich, daß ihr Vorschlag der beste war. Er willhörte ein, und sie fehrte still und unbedröht in ihr Gefängnis zurück. Ruhelos wälzte sich der Kaufmann nun auf seinem Lager hin und her.

Wag und langsam schlich Stunde für Stunde dahin. Endlich graute der Morgen. Endlich war es heller Tag. Er stand auf, kleidete sich an und ging hinunter. Die Frau hatte das Frühstück bereit. Er bat, daß sie es ihm noch ein wenig aufbebe, da er sich den Garten und den Wald zuvor besehen wolle, um dann mit dem nächsten Zuge sogleich abzureisen. Er ging durch den Garten hinter sich hatte, lief er die Wauer entlang, so schnell er nur konnte, dem Dorfe zu. Endlich stand er vor dem Hause, wo der Richter wohnte. Er trat ein und erzählte dem Manne, was er in der Nacht erlebt und gehört hatte.

Der Richter schüttelte bedenklich den Kopf. „Bedenkt, was ihr tut!“ sprach er. „Ihr beschuldigt eine Familie, die seit vielen Jahren als brav und rechtschaffen bekannt ist, eines gräßlichen Verbrechens, ja einer zweifachen Frevelthat.“

„Ich weiß, was ich tue,“ rief der Fremde, „und ich nehme die ganze volle Verantwortlichkeit dafür auf mich.“

„Gut,“ antwortete der Richter. „Ich muß euch folgen und eure Forderung erfüllen.“

Er ließ zwei Polizeidiener kommen, die geladene Gewehre mit sich nehmen mußten, und so gingen sie alle vier miteinander nach dem düstern Hause. Sie zogen die Glocke, der alte Mann öffnete. Er schien nicht im geringsten bestürzt oder nur verlegen, als er die seltenen Gäste sah. „Wo ist eure Frau?“ fragte der Richter, nachdem sie eingetreten waren.

„Nach dem Dorfe, Herr,“ erwiderte der alte Mann ganz gelassen.

„Und wo ist euer Sohn?“ hieß es weiter.

„Auf dem Zimmerplatze, Herr,“ war ebenso die Antwort.

„Dieser Mann,“ begann der Rich-

ter nach einer Weile, „magt euch drei eines schweren Verbrechens an.“

„So!“ erwiderte der Alte, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

„Führt uns sogleich nach der Kammer,“ mit diesen Worten wandte der Richter sich an den Fremden, „in der das Mädchen nach eurer Angabe gefangen sitzen soll — das Mädchen, das die Zeugin eines Mordes gewesen,“ setzte er hinzu, indem er den Alten scharf anblickte. Dieser verzog keine Miene. „Habt ihr heute den Schlüssel bei der Hand?“ fragte der Fremde den alten Mann. „Ich habe ihn nicht, aber ich kann ihn suchen,“ antwortete dieser gleichgültig.

Sie gingen zusammen in das Haus. Auch der Hund lief mit, der dem Richter gefolgt war. Der Alte suchte und fand den Schlüssel. Sie gingen die Treppe hinauf, die Türe öffnete sich — die Kammer war leer, ganz leer. Es war keine Spur davon zu sehen, daß hier irgend einmal ein menschliches Wesen gewohnt habe. In dem ganzen oberen Stockwerk, deren Stuben, Ecken und Winkel genau durchsucht wurden, wurde nichts gefunden. Man ging hinunter in die große Stube, wo der Fremde den Abend zuvor eingetreten war. Er war wie zerfummelt. War es denn wirklich nur ein Traum gewesen, der ihn zu einer so schweren Anlage gegen einen Unschuldigen verleitet hatte?

„Das Blatt hat sich gewendet,“ sprach ernst der Richter. „Das Gesetz verlangt, daß ich euch um der unbegründeten Anlage willen verhafte und der Gerechtigkeit überliefern.“

Der Kaufmann erhob sich langsam. In seiner Aufregung kam es ihm vor, als ob er ein leises, fast erkühtes Wimmern vernommen habe. Aber er getraute sich nicht, davon zu reden. Auch wußte er nicht, woher es gekommen sein könnte. Er bemerkte plötzlich, wie der Hund des Richters beständig um einen kleinen Wandschranke herumgeht, der rechts vom Kamine stand, und an den Rippen deselben herumknappert. Ein Hoffnungsschrahl erleuchtet seine Seele. Er ruft voller Verzweiflung: „Ich verlange noch, daß dieser Wandschrank dort geöffnet werde.“

Der alte Mann wurde bleich. „Gebt es nicht zu, Herr,“ sprach er zu dem Richter. „Gebt es nicht zu, daß mein Haus, in dem ich so lange ganz unbescholten gelebt habe, noch weiter beschimpft werde.“

„Wendet euch an den fremden Herrn!“ sprach der Richter. „Ich kann dazu weder Nein noch Ja sagen. Es ist seine Sache.“

„Ich verlange,“ rief der Fremde, „daß der Schranke sofort geöffnet werde.“

„Ich leide es nicht,“ schrie der alte Mann in voller Wut; „ich habe nicht nötig, es zu leiden, daß meine Schranke erbrochen werde.“

„Schafft den alten Mann fort!“ rief der Kaufmann den beiden Polizeidienern zu. „Hort da — und öffnet den Schranke!“

„Dann bin ich ein verlorener Mann!“ höhnte der Alte leise und schwannte zum Fenster.

Und er war ein verlorener Mann. In dem Wandschranke, fast dem Erstickten nahe, aber noch atmend, fand man das junge Mädchen. Langsam kam sie wieder in das Leben und zum Bewußtsein zurück. Ihr erster Blick, ihr erstes Wort gehörte dem fremden Manne, der sie gerettet hatte. Dann erzählte sie, daß man, als der Fremde schnell das Haus verlassen, Verdacht geschöpft habe. Die alte Frau sei fortgegangen, um die Greuelthat nicht mit anzusehen. Ebenso der Sohn, um seinen Verdacht zu erregen. Woß der alte Mann sei auf ihre Kammer gekommen, um sie hinunterzuführen und zu erwürgen. Sie habe heftig und lange mit ihm gekämpft. Aber sie hätte doch zuletzt unterliegen müssen, wenn nicht auf einmal die Glocke vom Tor her erklungen sei. So habe der alte Mann sie schnell in den Wandschrank gesperrt, aus dem sie nun endlich gerettet worden war.

Unser Geschichte ist zu Ende. Was weiter geschehen ist, läßt sich leicht denken. Die drei Verbrecher wurden dem Gerichte überliefert und haben die gerechte Strafe für ihr Verbrechen empfangen. Der Kaufmann mietete das Haus, den Ort so düsterer Taten und Erinnerungen, natürlich nicht zur Sommerwohnung. Das Mädchen aber, das ihm ihr Leben verdankte, nahm er mit sich nach London in sein Haus. Hier wurde sie ihm und seiner Frau eine dankbare treue Dienerin, seinen Kindern eine zärtliche und liebevolle Pflegerin.

Seine Auffassung. Kunde: „Ein hübsches Gesicht hat die Dame wohl; aber sie ist im Vergleich zu mir so furchtbar stark und groß.“

Heiratsvermittler: „D, darum brauchen Sie aber keine Sorge zu haben, sie ist kolossal gutmütig.“

Sie (anzüglich): „Ein wahrer Segen, daß ich ausgezogen bin!“

Er: „Du meinst wegen des sonderbaren Namens?“

— Ein gegangen. Sie: „Alfred, das kann nicht so fortgehen, Du mußt unbedingt mehr sparen!“

Er: „Fast Recht, Clara, . . . befiel Dir gleich Dein neuestes Kleid ab!“

Die beiden Klassen.

Stizze von Fritz Müller.

Nach einem Jahr Krieg gaben sie ihm eine Woche Erholungsurlaub, meinem Freunde Schoch. „Anderere haben schon nach einem halben Jahre Urlaub bekommen,“ sagte ich zu ihm auf einem Schlenbergange durch die Stadt.

„Ja, zum Beispiel ich,“ sagte sein Kriegskamerad Frimm, der sich angegeschlossen hatte.

„Möchte wohl wissen, warum die einen so kurz gehalten werden,“ sagte ich, und weil Freund Schoch zu jenen gehörte, die man ein wenig hänseln durfte, ohne sie in eine beleidigte Verwirrung zu verwandeln, setzte ich hinzu: „Die „Einjährigen“ werden halt nicht so tüchtig sein wie die „Halbjährigen!“

„Gerade umgekehrt,“ fiel da freimütig sein Kamerad Frimm ein, „eben, weil sie tüchtig sind, kann man sie nicht so leicht entbehren.“

„Na, na,“ wehrte Freund Schoch ab, „woher hast du diese Weisheit?“

„Vom Hauptmann,“ der sagte mal, als du Patrouille warst, es gäbe im Grunde nur zwei Klassen Menschen. Die einen von der Klasse A, die werden, wenn es hart auf hart geht, immer zappliger und zappliger, während die andern von der Klasse B —

Koch, stieh vor uns ein dicker Kohlenwagen gegen eine Straßenbahn. Das linke Vorderrad sprang ab, hilflos lag der Kohlenwagen da. Folgte das übliche Geschrei, Geschimpf, das übliche Durcheinanderwirbeln von drei Vierteln neugierigen, ein Ahtel schadenfrohen und ein Ahtel hilfsbereiten Menschen um die beiden Wagen, folgte weiterhin ein Schuzmann, der notierte und notierte . . .

„Wo ist denn Freund Schoch auf einmal hingelommen?“ sagte ich. Da trat er eben aus der Tür einer Eisenhandlung gegenüber und schleppte eine Winde. Ruhig ging er durch das Geschrei und legte seine Winde an der gesunkenen Wagenende an. Es sah aus, als sei das seit Jahren so sein Handwerk. Mit einer symbolischen Drehbewegung lud er den Führer ein, die Winde aufzuziehen und die Wagenende zu heben. „Was geht das eigentlich Sie an?“ murmelte dieser und fing zu drehen an.

„In welchem Verhältnis stehen Sie zu dem umgestürzten Wagen?“ fragte der Schuzmann zu Freund Schoch, noch immer mit gedücktem Bleistift. Aber Schoch hatte sich schmerzhäftig gestellt und war rasch auf das fortgerollte Rad zugegangen.

„Hm,“ sagte er, „dachte mir's, zerbrochener Klemmstift,“ und beschwand aufs neue in dem Eisenladen. Im Handumdrehen erschien er wieder mit einem Eisenstift.

„Der wird passen,“ sagte er. „Na, noch nicht angelegt, das Rad? Mal'n hiphgen ihr!“

Der Schuzmann glaubte das an sich gerichtet: „Erlauben Sie, das ist nicht meine Sache, und überhaupt —“

Da sah das Rad schon an der gehobenen Achse. Koch immer widerwillig, nahm der Kutscher den gereichten Nagel und trieb ihn ein.

„Hüh!“ Der Kohlenwagen rollte schon davon. Aus dem Eisenladen kam jemand aufgeregt herausgeschossen: „Nun wissen wir gar nicht, wer — wir müssen es doch in Rechnung setzen und —“

„Notieren Sie,“ sagte Freund Schoch lächelnd, „Kallmann u. Co., Wagen Nummer 34.“

Ein wenig betreten setzten wir unsern Weg mit Freund Schoch fort. Arg ausgeschaltet kamen wir uns vor.

„Sie wollten vorhin einen Satz beendigen,“ sagte ich zu Schochs Regimentalkameraden, „was von Ihrem Hauptmann, glaube ich.“

„Hm, eigentlich hat ihn schon Freund Schoch beendet, praktisch nämlich. Aber immertin, ich kann's ja wiederholen. Es gäbe im Grunde nur zwei Menschengattungen, sagte unser Hauptmann, Klasse A und Klasse B. Klasse A wird, wenn Gefahr kommt, immer zappliger und zappliger, die andern von der Klasse B aber werden immer ruhiger und ruhiger. Unheimlich ruhig. Die Handvoll Leute der Klasse B machen das Gefecht. Die andern laufen herum und hören nur.“

„Dafür bekommen also die B-Leute nur alle Jahre Urlaub?“ scherzte ich.

„Ach, Kinder, dummes Zeug,“ sagte Freund Schoch, „werbet doch nicht gar pathetisch, kommt, es ist heiß, ich trinke ein Glas Bier.“

„Vorausgesetzt,“ sagte ich augenzwinkernd, „daß die andern“ von der Klasse A dabei nicht auch — stören?“

Dann lachten wir und saßen vergnügt im schattigen Wirtshausgarten, der mit dem Urlaub nach einem Jahre, der mit dem Urlaub nach einem halben Jahre und der, den sie vom Kriege ganz beurlaubt hatten.

— Das kommt davon. „Trägt Dein Man: immer noch das halbe Gehalt in die Löwenbrauerei?“

„Nein, das hat jetzt aufgehört; jetzt kriegt's die Löwenbrotbele!“